Der Verdacht.

Einem Kriegserlebniß nacherzählt von Margarethe Wolff-Meder.

Diese einsame, schwermüthigeLandschaft. Weiter, grünender Sumpf und Wiesen. Hinter den Wiesen ein kriegswunder, halbverbrannter Wald. Und hier die Reste eines polnischen Dorfe. „Pompeji" hatte irgendwer von den Soldaten es getauft. AmEingang der Trümmerstätte stand der Name mit schöner deutlicher Schrift auf einem Holzbrett verzeichnet, und darunter die Regiments- und Kompagnienummer der Sieger, die hier gestürmt hatten. Und so nannte nun jeder das Nest und die Einwohner Pompejaner. Das war den Soldaten immerhin leichter auszusprechen als der eigentliche polnische Name.

Fritz Schwerdtfeger sah mit seltsam tiefen, schauenden Augen in die Weite. Seine Kompagnie lag hinter dem Dorfe in einem polnischenSchlosse in Ruhestellung. Sie hatte gestern eine starke, russische Feldbefestigung gestürmt, war nicht mehr gefechtsstark und erwartete die Auffüllung aus der Heimath. Da weiter vorn, vor Sumpf und Wiesen und Feldern tobte der Kampf. Die Russen flohen ins Innere ihres Landes, brennende Dörfer säumten den Horizont mit blutigrothemGürtel Dumpf grollend tönte Geschützdonner herüber.

Hier aber stieg bläulicher Abendnebel aus dem Erdreich und legte sich wie eine sanfte Hülle über das traurige Dorf, die verwüsteten Felder und Wiesen. Plötzlich aber stand in den weiten Feldern ein alter polnischer Jude im langen Kaftan. Er hielt etwas in der Hand und betrachtete es aufmerksam. Fritz erkannte in dem aufblitzenden Ding einen gebogenen, russischen Säbel. Der Alte prüfte die Klinge, schüttelte den Kopf, zog einen Wetzstein aus der Tasche und schärfte die Schneide. Dann bückte er sich nieder und mähte mit dem blitzenden Säbel die Halme.

Fritz ging quer über einen Weg, der eine Landstraße sein sollte, zu dem Alten hin. „N'Abend", sagte er.

Der Alte fing heftig an zu zittern und ließ den Säbel fallen. Er machte einen tiefen Bückling, sah aber Fritz aus düsteren, glimmenden Augen feindselig an.

Er wolle ein bischen Korn mähen, es sei ein Kornfeld. Er brauche Mehl für seine Tochter und ihre Kinder, sagte er in gebrochenem Deutsch.

Fritz äußerte, er würde ihm gerne helfen, wenn er nur eine Sense hätte.

Der Alte schüttelte den Kopf, daß seine Korkzieherlocken flatterten. Wäre nichts da. Kein Geräth . . . Gar keins . . . . Ein „Daitscher" brauche ihm nicht helfen. Und wieder stand der hassende Ausdruck in seinen kleinen Augen.

Ob die Deutschen ihm etwas gethan hätten, fragte Fritz Schwerdtfeger.

Sie hätten seiner Frau das Schlimmste angethan und sie dann erstochen. Er hätte sie, als er nach Hause gekommen wäre, mit einem kurzen deutschen Säbel in der Brust aufgefunden. „Ich selbst habe sie gefunden . . . Ich". Er legte die rechte Hand beschwörend auf dieBrust, dann legte er sie über die Augen und weinte.

„Das glaube ich nicht," sagte Fritz.

Aber der Alte schwor tausend Eide, daß es so sei. Er habe früher auch nicht so wasSchlechtes von „Daitsche" gedacht. Sei Freind von „Daitsche" gewesen. Aber jetzt nicht mehr.

Fritz kehrte mit stillem, nachdenklichem Gesicht in das polnische Schloß zurück.

Außer seiner Kompagnie war da noch eine Feldtelegraphenabtheilung auf dem Durchmarsch. Das waren junge Leutchen aus der Heimath, denen nun zum ersten Male der Wind des Schlachtfeldes um die Nase wehte. Viele Berliner waren darunter. Die hatten ihre Pferde in der Vorhalle des Schlosses untergebracht; denn die Ställe waren zerschossen, während sie selbst sich mit ihm und seinen Kameraden den großen Saal mit den Ahnenbildern als Schlafraum theilten. Einer saß da in einer Ecke an einem Tisch und schrieb. Als er jetzt fertig war, nickte er dem Bildniß der alten Polin, das ihm gegenüber hing, zu. „Na, Jroßmama, ick habe denen zu Hause Dein olletSchloß hier mächtig rausjestrichen. Von wejen polnisches Jrafenschloß. Ick sage Dir, en Berliner Haus mit herrschaftlichen Aufjang is mir lieber.". Er lachte, und auch über Fritz Schwertfegers ernstes Gesicht glitt ein Lächeln.

Der fragte den jungen Kameraden, wie es denn dahinten in der Heimath wäre. Ob man noch guten Muthes sei Wie die Ernte ausfallen werde, und was dergleichen so mehr war, was er auf dem Herzen hatte.

Es sei dahinten in Deutschland alles in bester Ordnung, daß die immer guten Muthes blieben, dafür sorgten die Siegesnachrichten. Seine Mutter hätte schon zum zweiten Male schwarzen, weißen und rothen Kattun gekauft und hätte eine neue Fahne genäht; denn die erste, mit der sie Lüttich, Antwerpen, Tannenberg und alle die anderen Siege gefeiert habe, sei nun schon verbraucht, die zweite habe sie mit Iwangerod und Warschau eingeweiht. Ja, so ungefähr sei die Stimmung überall in Deutschland. Zuversichtlich, gut und stolz.

„Ja," sagte Fritz Schwerdtfeger und schlug mit der flachen Hand dröhnend auf den Tisch, „stolz sind die zu Hause auf uns, das sollen sie auch sein . . . aber . . . aber . . . ."

Er schluckte, als würge er etwas hinunter, schwieg sekundenlang. Dann fuhr er grollend auf. „Und es ist nicht wahr . . . . Es ist nicht wahr . . . Ich glaube es nicht."

„Was denn?" fragte der junge Telegraphist verwundert.

Und auch einige von Fritzes Kompagniekameraden traten herzu und fragten, was denn los sei.

Er zögerte noch ein Weilchen, dann, die Stimme dämpfend, erzählte er sein Gespräch mit dem alten polnischen Juden, und was der einem deutschen Soldaten zum Vorwurf mache.

„Das lügt der olle Pompejaner. Wir sind doch keine Kosaken," schrie der Wehrmann Krause.

„Wer weiß, wie das zusammenhängt," sagte ein anderer, der auf einem mottenzerfressenen Polsterstuhl saß und bedächtig an seinem Kommißbrot mit Speck kaute.

„Vielleicht is er von die Russen gekauft. Die suchen doch mit Gewalt uns was anzuhängen."

Immer mehr Soldaten kamen herzu, umstanden den Tisch und äußerten sich erregt zu der Verdächtigung des Alten.

Plötzlich ließ ein dumpfes Gepolter sie aufhorchen. Es hörte sich an, als wenn ein schwerer Gegenstand jenseits der Wand, vor welcher der Tisch stand, niederfiel.

Einige stießen die Thür zum Nebenraum auf, sahen sich in einem schmalen Gang zwischen den ungeheuer dicken Thürpfosten und gelangten dann erst in ein halbrundes, jedoch vollständig ausgeräumtes Zimmer.

„Hier ist die Polterei nicht gewesen", sagte der Wehrmann Krause.

„Kinder", meinte ein anderer und klopfte mit demKnöchel hart gegen die Wand, „diese dicken Wände. Die sind hohl. Das ist ein Schornstein. Ein Stein wird runtergefallen sein."

Aber wie sie wieder alle in den Saal zurücktraten, ertönte das Poltern von neuem, und diesmal stärker. Der kleine Telegraphist sprang auf, zeigte auf das Bild der alten Polin und rief: „Jroßmama hat sich verbeugt".

Wahrhaftig, wie sie hinsahen, stand der schwere schwarze Rahmen des Bildes oben einige Zentimeter von der Wand ab, während er unten wie eingeklemmt war.

„Eine Thür," sagte einer.

Und drei, vier standen sogleich vor dem Bild und zerrten an dem Rahmen. Es war wirklich eine Thür. Und wie sie sich nun knarrend öffnete, polterte ein schwerer Körper heraus und den Soldaten vor die Füße. Eine steil aufsteigende Wendeltreppe zeigte sich in der dunklen Oeffnung.

Ein russischer Soldat lag zu den Füßen der jungen Telegraphisten und Wehrmänner. Er war todt.

Der Tod mußte schon vor Tagen eingetreten sein; denn es machten sich bereits Verwesungszeichen am Körper bemerkbar.

Der junge Telegraphist war ein wenig blaß geworden, die anderen aber, die den Krieg und seine Schrekken bereits kannten, hatten nichts als ein verwundertes Fragen in den Augen.

Man trug die Leiche auf den Hof, wo einige der Dorfbewohner mit Schüsseln und Töpfen standen, um aus der Feldküche Essen zu empfangen. Auch der alte Jude im langen Kaftan mit zwei kleinen, schwarzäugigen Mädchen war unter den Hungrigen.

Wie sie nun aber die Leiche sahen, drängten sie alle neugierig herzu.

Der im Kaftan fing an zu zittern, und mit dem Finger auf den Todten zeigend, sagte er: „Daitsche Soldat! Ich ihn kenne!"

Und nun sahen es auch die anderen, daß der Todte ein rohledernes deutsches Soldatenkoppel trug. Das Seitengewehr aber fehlte.

Fritz Schwerdtfeger war mit einem Sprung bei dem Alten und packte ihn heftig am Arm. „Alter, der, der da hat Deine Frau umgebracht."

Der Alte schien den Todten mit seinen finsteren Augen zu durchbohren. Er legte die linke Hand wie beschwörend an die Brust, hob die rechte zur Faust geballt und murmelte etwas, was wie ein Schwur klang. Dann stürzte er, ehe es jemand hindern konnte, auf den Todten zu, riß ihm die Litewka auf und förderte ein Kästchen zutage, das mit Münzen und goldenen Schmucksachen angefüllt war.

Des Alten Augen glühten wie Feuerkugeln. Er drohte dem Todten mit der Faust und murmelte heftige Flüche. Dann hob er eine Goldkette mit einem runden Anhänger in die Höhe und zeigte sie den umherstehenden Dorfleuten. Sie erkannten das Schmuckstück als seiner gemordeten Frau gehörend, ebenso die anderen in dem Kästchen befindlichen Sachen.

„Hab daitsche Soldat unrecht gethan. Verzeihung. Bin wieder Freind von Daitsche," sagte er zu Fritz Schwerdtfeger. Nach der furchtbaren Aufregung bebte er jetzt wie Espenlaub, und Thräne um Thräne rollte in seinen langen Bart.

Fritz Schwerdtfeger war geradezu glücklich, daß diese schwere Bezichtigung sich so klar widerlegt hatte. Der Offizierstellvertreter nahm das Ganze zu Protokoll. Sämmtliche Dorfleute wurden als Zeugen aufgeführt. Dann wurde der Todte in einer Ecke des Schloßgartens begraben.

Er war offenbar in dem Thurmzimmer, zu dem die versteckte Wendeltreppe führt, Hungers gestorben. Vielleicht hatte er sich ermattet bis an die Treppe geschleppt und war dann später als Leiche abgestürzt.

Der Alte aber rächte sich auf seine Weise.

In der Frühe des nächsten Tages sah Fritz Schwerdtfeger die gesammten Dorfleute mit dem Alten auf der Landstraße versammelt Sie hatten Spaten in den Händen und schienen gearbeitet zu haben

Fritz ging hinzu und erfuhr, daß sie den Russen im Schlußgarten ausgegraben und unter der Landstraße eingegraben hatten

„Die Füße vonMenschen und Thieren sollen über ihn weggehen Er soll keine Ruhe haben und soll verflucht sein", sagte der Greis mit erhobener Stimme, und seine asketische Gestalt erschien wie die eines furchtbar zürnenden Propheten aus dem Alten Testament.

Delilah.

Skizze von G. Masse.

Reichenbächer stampfte langsam die Dorfstraße hinab. Da er so lange das Ducken undUnterkriechen im Schützengraben gewohnt gewesen, machte seine Riesengestalt noch immer den Eindruck, als beugten sich seine Schultern unter einer unsichtbaren Last. Mit seinen tiefblauen Augen schaute er zu dem heiterklaren Frühlingshimmel Frankreichs empor, an dem die Wolken wie weiße Segel erschienen, die sehnsuchtsvoll dahinzogen. Ackergeruch stieg aus der braunen Erde, die dieses Jahr statt der Saat des Brotes die Saat der surrenden Kugeln, der platzenden Schrapnelle und der Granaten empfangen. Und doch hatte er vom Kurzem im Schützengraben ein holdes Wunder erlebt. Aus der hartgestampften Mauer des Erdwalls waren ein paar blasse, kleine Blumen emporgeblüht. An denen hatten sie alle ihre Freude gehabt, die Feldgrauen. Der eine bog seine große Nase auf sie herab, zu spüren, ob sie dufteten, der andere hatte ganz zart mit der schwieligen Hand darüber hingestrichen, als streichle er ein Kinderköpfchen, wieder ein anderer hatte diese kleinen Blumen des Schützengrabens abgezeichnet auf eine Feldpostkarte, die er in die Heimath senden wollte. Jeder hatte an ihnen seine Freude gehabt, und doch hatte er ihnen diese Freude genommen. Wenn er sie dort blühen sah, wurde er den Gedanken nicht los, wie reizend sie zu Jossys goldbraunem Haar, zu ihren dunkel brennenden Schwarzaugen stehen würden. Er konnte der Versuchung nicht widerstehen. Er riß sie aus, und ihm war dabei zumuthe, als begänge er einen Raub. Mit Herzklopfen brachte er sie der Mademoiselle. Jossy lachte, daß ihre winzigen Zähnchen weiß durch die geöffneten Lippen hindurchschimmerten. Sie steckte sie lässig in das Knopfloch ihrer Bluse und trippelte mit einem zwitschernden „Merci, merci!" davon. Ein paar Minuten später aber, als er sich aus der Küche heißes Wasser holen wollte, fand er die Blumen im Kohlenkasten liegen. Sie waren zerdrückt, geknickt, fast entblättert. Jossy hatte mi ihnen gespielt und sie dann fortgeworfen. O Jossy!

Das Dorf, trotzdem vor Monaten ein paar Stunden lang zwischen sich kreuzende, feindliche Feuer genommen, war verhältnißmäßig nur wenig beschädigt. Allerdings waren Fenster zertrümmert, die Wege stellenweise aufgerissen, der Kirchthurm gestürzt und Mauern durchlöchert, aber es hatten doch viele Häuser, reparirt und zurechtgeflickt, wieder als gewöhnliche Behausungen dienen können.

Er hatte sein Quartier bei den Reugiers. Zuerst haten sie sich und die Kinder ängstlich vor ihm versteckt, als fürchteten sie, er könnte sie ergreifen und zwischen seinen gewaltigen Fäusten zusammendrücken wie ein Stück Stoff. Aber bald hatten sie seine grenzenlose Gutmüthigkeit entdeckt und nutzten sie weidlich aus. Jeden Tag hatten sie ein anderes Anliegen, das abzuschlagen seine Ritterlichkeit ihm verbot, falls es nur seinen militärischen Instruktionen nicht zuwiderlief. Die Bäuerin war eine Städtische, die um der Versorgung willen den Bauern geheirathet hatte, der jetzt wie die anderen wehrhaften Männer Frankreichs das Dorf hatte verlassen müssen und im Heere stand. Während der Kriegszeit war ihre Schwester, die Jossy, die in der Stadt stellungslos geworden, bei ihr mit untergeschlüpft, und von ihren kleinen, glänzenden Schwarzaugen ging im Grunde der Zauber aus, der den bethörten Reichenbächer alle Glieder wie mit einem Netz umspann.

Die Kokette hatte bald genug gemerkt, daß der Riese, der Preuße, Feuer gefangen hatte. Es machte ihr eine unbändige Freude, ihn so vernarrt zu sehen, sein Erzittern zu prüfen, wenn sie auf der schmalen Treppe so eng an ihm vorüberhuschte, daß er ihren weichen Arm spüren mußte.

Als er jetzt eintrat, saß sie neben dem Herd, eines der Kleinen auf dem Schoße, die anderen um sie herum gedrängt. Einen zinnernen Löffel tauchte sie in ein Schüsselchen mit Milch, von der der Reihe nach eines der Kindchen nach dem anderen einen Löffel voll bekam. Es war ein seltener und wirklich hübscher Anblick, sie so mütterlich im Kreise der Kinder schalten zu sehen. Eine Erinnerung blitzte durch sein Hirn. Wo war es doch, daß er schon einmal ein junges, schönes Mädchen inmitten einer Kinderschar hatte stehen sehen, große Scheiben von einem Brote abschneidend und sie den Mädchen und Buben reichend? Ach so, er wußte es schon! Es war das Bild von Goethes geliebter Lotte, wie sie, angekleidet zum Ball, noch zurückbleibt, das Brot an die Geschwisterchen vertheilend. Er lächelte und schüttelte den Kopf über sich selbst. Was für eine Laune, die kapriziöse kleine Französin dort mit der Wetzlarer Lotte zu vergleichen!

Sie sah, daß er Pakete auf den Tisch niederlegte. Feldpostpäckchen von daheim, da fiel immer etwas für sie ab. Schnell schüttelte sie die Kinder von ihrem Rock und setzte das Kleinste auf die Erde. Geschmeidig schlüpfte sie zu ihm hinüber. Die Wollsachen, die Bücher, die Schreibutensilien stieß sie verächtlich mit den Fingern beiseite, aber mit der Schokolade, den Zigaretten, den Aepfeln und Näschereien ließ sie sich die begehrlichen Hände füllen. Als sie sah, daß nichts mehr da war, was ihr behagen konnte, schüttelte sie alles in ihre Schürze und eilte zur Thür. Er sah ihr bestürzt nach und rief sehnsuchtsvoll: „Jossy!" Er verlangte ja nur als Lohn noch ein Weilchen mit ihr plaudern zu können. Aber sie stand schon auf der Treppenstufe. Ein höhnischer, verächtlicher Zug lag um ihren weichen Mund, wie auf einen Knecht sah sie auf ihn hinab und war verschwunden, ehe er seinen Ruf wiederholen konnte.

Ihn packte die Eifersucht.

Hatte er es nicht oft zur Nacht ums Haus flüstern hören wie von Männerstimmen?

Bekam die Jossy nicht Briefe, deren Adressen von Männerhand geschrieben waren?

Verschwand sie nicht oft für einen oder zwei Tage und hatte, wenn sie zurückkam, ein triumphirendes Glänzen in den Augen, das sie nur noch schöner machte, war von einer prickelnden Lebendigkeit, als wäre sie umspielt gewesen von einem Element, durchsetzt mit Männerbewunderung und Schmeichelei, das ihre im Dorf müde gewordene Grazie neu belebte?

Sie spielte mit ihm, das fühlte er wohl. Sie riß ihn an sich und stieß ihn zurück und machte ihn immer toller. War er nicht fast ihr Narr geworden? Gehorchte er nicht jeder ihrer Launen?

Es wa Abend geworden. Die Bäuerin und die Kinder waren zur Ruhe gegangen. Er saß allein in der Küche, in der nur die Herdgluth, die er geschürt, und ein Wachslicht ein wenig Helle verbreiteten. Er hatte die Arme auf den Tisch gelegt und den Kopf darauf gesenkt. Ihm war sterbenstraurig zumuthe. Die Atmosphäre der Schwüle und Nervosität, die Jossys Nähe, Jossys prickelndes Spiel in ihm erregt, widerstrebten der Einfachheit und Geradheit seiner Natur. Er sehnte sich zurück in die Heimath. Dort, wenn der schreckliche Krieg erst vorbei war, wollte er ein neues Leben beginnen — wenn er gesund zurückkehrte — und ihm nicht irgendwo in französischer Erde, vielleicht hier ganz in der Nähe in dem Boden, über den Jossys kleine Füße hintänzelten, sein Grab bereitet würde. Plötzlich hörte er ein Huschen, ein Rauschen wie von Frauenröcken, ein Klirren wie von zusammenstoßendem Glas. Langsam, schlaftrunken, schwerfällig hob er den Kopf. Ueber den Tisch winweg lachten ihn Jossys schwarze Augen an. Sie trug eine seidene, rothe Bluse, die den Hals freiließ. Die grünen Steine eines unechten Schmuckes glühten wie Schlangenaugen zu ihm hinüber. Ihr Haar flimmerte über der niedrigen Stirn im Widerschein des Feuers wie gesponnenes Kupfer. Vor ihr standen Flaschen Wein und gläserne Trinkbecher. Sie goß langsam den rothen Trank in das Glas. Er sah nicht, wie sie geschickt in das eine ein weißes Pulver gleiten ließ.

Er raffte sich zusammen. „Was ist, was ist?" fragte er.

Jossy lachte. Zwei tiefe Grübchen erschienen in ihrem runden Gesicht. „Nichts, Monsieur, gar nichts. Nur ein kleines Fest, allein für Sie und mich. Eine kleine Vorfeier, denn wenn die Uhr zwölf schlägt, beginnt mein Geburtstag. Stoßen Sie mit mir an auf das Wohl des Geburtstagskindes, Monsieur!"

Ihr Glas klirrte an das seine. Ah, das war ein Wein, leuchtend süß und feurig wie die Sonne der Provence. Wie war ihm wohl. Nur müde machte er, so müde. War das nicht eine Zaubernacht? Im Herd knisterte die Gluth, die schwarzgeräucherten Balken der Küche über ihm schienen sich zu weiten und zu wölben. Nahe, ganz nahe war Jossy ihm. Die Spröde, wie konnte sie weich und lieblich sein. Was er im kühnsten Traum nicht zu träumen gewagt, geschah. Sie ließ sich in seinen Arm ziehen, sie ließ sich küssen. Dann machte sie sich frei und schlang die Arme um seinen Hals, strich mit den Fingerchen kosend über seine Stirne, sein Haar.

Er hatte alles vergessen. Draußen um das Haus wehte der Nachtwind. Die Flammen im Herd glühten durch die Dunkelheit. Jossy saß auf der Herdbank, das Haupt an die Wand gelehnt. Darauf ausgestreckt lag der Riese, den Kopf in ihrem Schoß. Sie flüsterte kleine Liebesworte, sie streichelte, streichelte sein blondes Haar, tastete spielerisch an den Achselstücken, an den Knöpfen der Uniform herum, öffnete spielend den einen, den anderen, und dann huschte die Hand, flink und geschmeidig wie ein Schlänglein in die Tasche hinein, in der er Anordnungen und militärische Papiere aufzubewahren pflegte. Er fühlte, trotz der Dumpfheit, die ihn umfing, wie das Schlänglein über den Platz glitt, wo sein Herz schlug in raschen, kurzen Stößen. Da bäumte er sich empor. Der Nebel um ihn zerriß. Klar wurde es ihm, schrecklich klar. Mit einem Wuthschrei sprang er auf. Er schüttelte die Fäuste.

„Delila! Delila!" knirschte er.

Sie lehnte halb ohnmächtig, zitternd vor seinem Anblick, an der Wand. Er wollte sie packen, sie heben, sie zerschmettern, die den Mann trügerisch eingelullt in Liebesschlaf, um ihn dann, wenn er vertrauensseelig, gebändigt ruhte in ihrem Schoß, zu verhöhnen, ihm die Macht zu rauben wie das Weib der Bibel, das dem schlafenden Riesen die kraftverleihenden Locken abschnitt. Aber als er die Spionin so angstdurchbebt, so weiß, so feige dort an der Wand lehnen sah, schürzte er verächtlich die Lippen. An der wollte er sich nicht die Hände mehr besudeln. Nur unschädlich mußte er sie machen, damit sie nicht noch in der Nacht vielleicht ihre Helfershelfer von dem Mißlingen des Planes benachrichtigen konnte. Er nahm die Wäscheleine, die sich an in die Wand geschlagenen Nägeln durch die Küche spannte, herab. Die verknotete er um ihre im Rücken verschlungenen Hände und befestigte das Ende am Fenstergriff. Dort mochte sie am Morgen befreien wer wollte.

Er aber trat zur Hütte hinaus und stampfte mit langen Schritten über die Felder dahin. Kalt war der Frühwind. Aber das war ihm gerade recht, der umspülte ihn wie Meeresfluth, die alles mit sich fortnahm, was etwa noch von Schwüle und Narrheit an ihm haftete. Weit breitete er die Arme aus. Herrlich, herrlich war es, stark und frei zu sein. Am Himmel färbte sich der Rand der Wolken perlmutterfarben. Die Sonne kam. . . .

Unser Adjutant.

Von Paul Dahms.

. . . . . fiel durch Granatschuß in aufopfernder Selbstverleugnung mein junger treuerFreund und Adjutant, der Leutnant Ernst Golde . . . . Ein schwererer Verlust konnte das Regiment kaum treffen; sein Bestes hat es mit ihm dahingegeben.

Frhr. v. Schleinitz (im Nachruf).

„Feindliche Artillerie hat heute den in der Nacht ausgeworfenen Schützengraben wieder vollständig zerstört, zugeschüttet . . . ."

Der Regiments-Adjutant saß an seinem kleinen Tische und schrieb einen Brief, wohl an einen nahen Verwandten, als ich ihm die Meldung vom 1.Bataillon erstattete. Er sprang in die Höhe, und schmerzbewegt zuckte es in seinem Gesicht. Ging drei Schritte zur Seite und blickte nun lange sinnend auf den Boden. So habe ich ihn noch nie gesehen, den stets frohen, fröhlichen Offizier, dem die Pflichterfüllung in diesem Kriege Lebensaufgabe bedeutete. Nun stand er fast trostlos da, wie einer, der plötzlich vom Tode eines nächsten Angehörigen hört, eines Menschen, der ihm das Liebste auf der Welt gewesen.

Und er ließ den begonnenen Brief liegen, gab Befehl, sein Pferd zu satteln, ritt zum Gefechtsstand und ging in die Stellung, dorthin, wo sich der zerschossene Graben befand.

Mit solchem Graben ist das eine eigene Sache. Es ist unbedingt nöthig, daß er vorhanden und besetzt ist. Er gehört in die gesammte Linie hinein. Wird dieses Grabenstück nicht gehalten, dann ist auch das Halten im Nachbargebiet unmöglich, weil der Feind sonst flankiren kann. Das ist eines der größten Unglücke, die möglich sind. Und ein weiteres Vorlegen des Grabens ist auch nicht angängig, da der Feind nur 150 und 100 und 80 Meter entfernt liegt. Also muß der Graben bestehen bleiben! Der Feind ließe sich allerdings mit einer energischen Stoßkraft bis auf die jenseitige Höhe zurückdrücken, doch wäre unsere Infanterie auf diesem Höhenrücken von den Geschützen des zweiten feindlichen Forts aus der Flanke zu erreichen, sie käme vom Regen unter die Traufe. Und diese Traufe wäre doppelt so unangenehm wie der Regen.

Es ist und bleibt immer wieder nur dieser eine Graben übrig. Dieser Graben, der schon so viel Mühe und Opfer erforderte.

In mühsamer Nachtarbeit haben unsere Leute diesen Graben gegraben. Haben mit Beilpicken und Spaten gearbeitet.

„Pickt nicht so heftig gegen den Sandstein, Kameraden. Der Feind hört das Hämmern. Immer fein vorsichtig . . . ." Doch schon haben es die da drüben gehört. Alsogleich kommen Ritter Tod und Teufel durch die Finsterniß gefegt mit den Kriegsfurien, mit Schrapnells, Granaten allerSorten. Minen, Hand- und Gewehrgranaten springen über die Menschenkinder im Graben; es ist ein wildesRennen der zwei Gevatter, zehn Meter vor und zehn Meter zurück. Und jener Graben ist die Hürde. Zwei Stunden lang dauert die Jagd. Dann erheben sich aus dem Graben die Feldgrauen, die noch heil sind, die anderen kommen wieder aus den Annäherungsgräben zurück — und es wird weitergebuddelt . . . Bis wiederum die Jagd beginnt. Der Graben muß fertig werden. Und beim Morgengrauen ist er so weit, daß sich die Leute darin halten könnten. Ablösung kommt. Jeder hängt an diesem Graben mit seinem Herzblut, weil er mit Einsatz seines Lebens daran gearbeitet. Und wenn am Tage in einer Stunde die feindliche Artillerie mit Treffsicherheit all diese ehrsame Nachtarbeit zunichte macht, dann schmerzt das die Leute, als wäre dieser Graben Fleisch von ihrem Fleisch.

So ging das in der neuen Stellung nun schon Tag um Tag und Nacht um Nacht.

Morgens konnte der Division gemeldet werden, daß der Graben in der Nacht ausgehoben und verstärkt worden sei. Und Abens mußte gemeldet werden: Der Graben ist wiederum eingeschossen.

Wohl selten hat dem Regimentskommandeur und seinem Adjutanten ein Graben mehr am Herzen gelegen wie jener. Höheren Orts war beschleunigter Ausbau unter Einsatz aller Kräfte befohlen worden. Allnächtlich saßen nun der Kommandeur und sein Adjutant in der vorderen Stellung und beaufsichtigten selber die Arbeit. Denn dieser eine Graben war nicht nur Sache einer Kompagnie, sondern Sache des Regiments. Für diesen Graben hatte der Regimentskommandeur selber einzustehen. Zwar war dies nicht befohlen, doch betrachtete er dieses Mißgeschick, das über dem Graben schwebt, wie einen Mißstand in der Kaserne, den er dort auch hätte selber abstellen müssen

Und er ging so lange in diese Stellung, bis er sich durch einen Sprung in denGraben auf einem spitzenSandstein die Kniescheibe zerschlug. Im Krankenbett war die einzige Unterhaltung mit dem Adjutanten und die einzige Sorge: Der Graben . . der leidige Graben, der Arebit, Granaten, Erde und Menschen verschlang.

Von nun an ging der Adjutant allein hinauf. Nacht um Nacht. Gönnte sich keinen Schlaf mehr. Saß draußen in sternenloser Nacht auf dem Grabenrand oder eilte hier und eilte dorthin und theilte Geschick und Gefahren mit den Leuten, die in der steinigen und in der aufgewühlten Erde buddelten. Und schossen die französischen Infanteristen aus einem anderen Graben in ihrer Nervosität gar zu heftig, daß sie die Arbeitsamen störten, dann nahm er Handgranaten, pirschte sich in einem Annäherungsgraben ran an den Feind und warf ihnen aufrechtstehend — er war einer der größtenOffiziere im Regiment — diese Sprengfächelchen an den Kopf.

Früh war er froh und heiter von vorn gekommen. Die Leute hatten in dieser Nacht besonders tüchtig gearbeitet. Und ging am Abend wieder hinaus nach dem zerstörten Graben. Nun wollte er mit dem Kompagnieführer, seinem erst tags zuvor aus dem Lazarett zurückgekehrten Freunde, eine neue Linie festlegen, mit einem grauen Band . . . . .

*

Es ist eine wunderbar helle Mondnacht. Doch der Graben muß fertig werden, er muß. Trotz Beobachtung des Feindes. Mit dem grauen Band will der junge, hochgewachsene Adjutant aus dem vordersten Graben hinaus quer über das freie Feld, wo stellenweise der Franzose nur 20 bis 30 Meter entfernt liegt, zum Nachbarabschnitt laufen . . . quer über das Feld des Todes . . .

Rothe Leuchtkugeln spielen hoch oben . . . . Feurige Kugeln, Kugeln wie Blut . . . Und Ritter Tod und Teufel kommen geritten . .

*

Gestern haben wir unseren Regimentsadjutanten zu Grabe getragen . . . . Ihn und seinen treuesten Freund.

Am Nachmittag bewegte sich der Leichenzug vom Hospital" aus durch das kleine Städtchen nach dem Soldatenfriedhof am Bergabhang.

Voran die Kompagnie, die Kranzträger; Soldaten trugen auf ihren Schultern zwei Särge, ihnen folgten Offiziere Kameraden . . .

Die Regimentsmusik spielte den Trauermarsch, und nun:

„Ich — hatt' — ei—nen — Kameraden. —

Einen — bessern — find'st — du — nicht." —

Bei jedem Klang — bei jedem Schritte — ging das durch Mark und Bein — bis in die Seele hinein.

Denn der, den sie jetzt langsam in die Gruft senken, war unser!

Jede Kompagnie, jeder Zug und jede Gruppe hat einen Offizier, an dem die Leute hängen.

Und der war unser! In schönen und in schweren Tagen, in Stunden schwerster Gefahren haben wir an seiner Seite gestanden. Ueberall war er einer der ersten. Und pfiffen die Kugeln und heulten die Granaten, immer ging er aufrecht; lagen die Truppen in Deckung, dann huschte jene aufrechte, gerade Soldatenerscheinung auf der Linie entlang und sah nach dem Rechten. Und sang eine Kugel zu nahe an ihm vorüber, dann nahm er leicht den Kopf zur Seite und lachte. „Dunderschlag, schießen die schlecht."

Da hat sich mancher an ihm aufgerichtet. Das sagt jeder, der zu ihm gehörte.

Für seine Tapferkeit sollte er, wie der Feldgeistliche am offenen Grabe verrieth, mit dem Eisernen Kreuz erster Klasse ausgezeichnet werden.

Der Geistliche sagte noch vieles Gute von den zwei Helden, die ihr Leben eingesetzt. Jeder schaut ja täglich hier dem Tode ins Angesicht, jeder weiß, daß das Leben nicht mehr uns selber, sondern dem Vaterlande gehört

Die Granaten heulten über den Kirchhof und schlugen am jenseitigen Hang krachend ein. Feindlicher Salut, Ehre den Todten. Es sind vielleicht die nämlichen Kanonen, die sonst ihre Schlünde auf den Graben richten, die auch unsere Helden auf dem Gewissen haben. — —

Es war in Sedan, bevor wir von neuem in den Kampf zogen . . . Da spielte weit am Bergabhang auch eine Militärkapelle . . Ich hatt' einen Kameraden . . Wir gingen . . und niemand wußte, wer dort begraben wird . . . . und was ihm selber morgen blüht . .

Die Reihen haben sich inzwischen gelichtet.

Wir stehen wieder an Gräbern, und wieder spielt die Regimentsmusik, ungeachtet dessen, ob die es drüben hören oder nicht . . . .

. . . . . als — wär's — ein — Stück — von — mir . . ." — —

Unweit der Gräber erhebt sich über einem schlichten Hügel als Gedenkstein eine Säule, abgebrochen. Wie sinnvoll für den, der in der Erde ruht, wie treffend für alle hier. Plötzlich haben diese Säulen einen Riß bekommen und sind abgebrochen . . . — —

Auf einer Ferme nahm einst der Deutsche Kaiser Rosen und Astern aus der Hand unseres Adjutanten und legte die Blumen auf das Grab einesHelden, eines jungen Leutnants. Doch der Kaiser kann nicht überall sein. Kann nicht jeden Gefallenen ehren; aber er weiß, daß die, die hier in Gräbern ruhen, alle seine Helden waren.

Als wir wieder — in Gedanken — langsam zu Thale gehen, zieht eine Kolonne singend die Straße entlang . . . . hinaus . . . Mit verbissenen Gesichtern ziehen sie am Abend wieder nach dem — Graben: doch steht auf diesen Gesichtern zu lesen: „Lieb Vaterland, magst ruhig sein."

— Die Sonne ergänzt über dem Fort, das sich wie ein gewaltiger Klotz gen Himmel reckt; glänzt bis auf das schattige Grün auf dem Friedhof hinüber und wirft zitternde Reflexe gegen die gebrochene Säule . . . Und von der Höhe dahinten dringt dumpf der Hall des Trommelfeuers schwerer Geschütze herüber . . . . Und jeder fühlt, wie dort ein Graben todeswund ächzt und stöhnt . . . — —

Wer von allen, die singend hinaufziehen, wird der nächste sein . . .

Denn wie leicht und schnell bricht hier das Leben . . so schnell und leicht, wie Glück und Glas . . . wie der Graben da oben . . . der Graben.

Voll.

Pennemann hat eine Arreststrafe zu verbüßen, die durch einen Fasttag verschärft werden soll. Ehe er die „Sitzung" antritt, stärkt er sich natürlich noch gehörig und bietet seinem Magen etwas Gutes an. Als er sich zum Strafantritt meldet, fragt er den Aufseher: „Sagen Sie mal, könnt' ich denn nicht mit dem Fasttag anfangen?"

Gutmüthig.

Frau (ihrem Mann zum Geburtstag gratulierend): „Nicht wahr, Männchen, heute bleibst du aber zu Haus!"

Mann (Arzt): „Hm, eigentlich hätte ich einige Patienten zu besuchen."

Frau: „Ach, bleib' doch; lass' die armen Kranken diesen Tag auch feiern!"

Des Einen Leid . . .

A.: „Das Urtheil ist zu meinen Ungunsten ausgefallen; ich muß dem Fräulein Weber zwanzigtausend Mark Schadenersatz wegen gebrochenen Eheversprechens zahlen."

B. schüttelt ihm die Hand: „Mein lieber Freund, ich bin ganz entzückt."

A.: „Wie, Sie sind entzückt?"

B.: „Ja, entschuldigen Sie, aber es ist mir unmöglich, meine Gefühle zu verbergen. Sie müssen wissen, ich bin seit vorgestern mit Fräulein Weber verlobt."

Frech.

Richter: „Angeklagter, fühlen Sie denn keine Gewissensbisse, als Sie dem armen kranken Mann die vier Flaschen Wein stahlen und auf der Stelle austranken?"

Angeklagter: „Ja, ja, am andern Morgen hatte ich ein eigenthümliches Gefühl, und ich sagte mir, sollten das nicht Gewissensbisse sein?

Berechtigte Frage.

Das letzte Philharmonische brachte uns auch Straußen's „Also sprach Zarathustra". Nach Schluß wendet sich Frau Petscheck kopfschüttelnd an ihren Mann: „Du, Moritz, was hat er gesagt?"

Gutgelaunt.

Kommis: „Heut' reist ja die Schwiegermutter des Chefs ab!"

Kollege (eifrig): „Sie, da wollen wir mal gleich um Gehaltserhöhung einkommen!"

Musikalische Ansprüche.

„Ich verlange als Komponist, daß der Instrumentalist r e i n spielt, daß der Sänger r e i n singt . . ."

„Ach, ich bin schon zufrieden, wenn das Publikum r e i n g e h t!"

Deutlich.

Student: „Ich rechne also bestimmt darauf, daß ich den Anzug zu Pfingsten anziehen kann, Meister!"

Schneider: „Im Falle, daß Sie rechtzeitig nachHause schreiben, sicher!"